

Die Welt auf Reisen: Wie andere Nationen ihre Sommerferien verbringen

Urlaub machen, was genau heißt das eigentlich?

Sich im heißen Sand gleichmäßig von beiden

Seiten bräunen, in Sandalen durch Ruinen stapfen,

Gipfel erkaxeln? Verlassen wir einmal die deutsche

Perspektive: SZ-Korrespondenten haben recherchiert,

wie die Menschen anderer Nationen ihre

Ferien gestalten – mit überraschenden Ergebnissen.

Die einen geben sich mit Wonne dem Konsumrausch

in einer klimatisierten Shopping-Mall hin, die

anderen entspannen beim Blick auf Baukräne, und für

manche gibt es kaum etwas Schöneres als ein Picknick

im Regen. Ein Streifzug durch die Welt des Reisens,

der wieder einmal beweist: Alles ist relativ – auch das

Konzept von Erholung.



Illustriert ist diese Seite mit Aufnahmen des Briten Martin Parr. Der Magnum-Fotograf ist bekannt für seine ungeschönten, oft provozierenden Bilder. Der Massentourismus zählt zu seinen Lieblingsthemen. Zu sehen sind chinesische Urlauber auf der Insel Hainan.

Taschen voller Souvenirs

Der größte Stress für verreisende Japaner sind die Mitbringsel

Tokio – Tomoko ist neu, wild und ziemlich laut, sie geht in die dritte Klasse, ihr Bruder Aki in die sechste. Die beiden haben fünf Wochen Sommerferien, aber den größten Teil dieser Zeit gehen sie jeden Morgen ins Schulhaus. Zum Schwimmen und in einem Hotel mit japanischem Thermalbad bis zu Souvenir-Shops alles auf einem Areal, für eine Eintrittskarte. Disneyland ist die Phantasielandschaft, die andere ist die im Schulhaus während der Ferien – radikal vom Alltag unterscheidet.

Wie das 1983 eröffnete Tokyo Disneyland so erfolgreich ist, und weil die Japaner so wenig Urlaub haben und die wenigen Tage, die ihnen zustehen, oft gar nicht nehmen, begannen in den 1980er- und 1990er-Jahren Bau- und Reiseferien, mit abgelebten Gemeinden ähnliche Parks für den Rundum-Tourismus zu planen. Sie wurden dann mit Steuergeldern gebaut. Der berühmteste dieser Vergnügungsparks ist Huis Ten Bosch, eine Klein-Holland an der Omura-Bucht bei Nagasaki. Das Rathaus ist eine Kopie des Rathauses von Gouda, der Kirchenbau ein Des Domes von Rotterdam. Wenn die Japaner keine Zeit haben, nach Holland zu fliegen, bringt die Tourismus-Industrie ihnen Holland eben ins Haus. Oder Spanien, Russland oder Kanada. Auf den Erinnerungsfotos, die vielen Japanern wichtiger sind als die Reise selbst, weil man sie ein Leben immer wieder anschauen kann, auf diesen Fotos sieht die Kopie aus wie das Original. Und die Souvenirs sind so echt, wie Souvenirs halt sind.

Diese Rechnung ging nicht auf. Zu wenige Japaner hatten Lust auf Kopien, zumal die Anfahrs- und Eintrittspreise für junge Familien zu hoch sind. Ältere Japaner, die reisefreudigste Generation, können mit Billigtickets außerhalb der Hauptreisezeit für fast das gleiche Geld die Originale besuchen. Deshalb verfällt Little Canada auf Hokkaido, und das russische Dorf mit seiner Zwiebelkuppel-Kathedrale in Niigata sieht heute so verlassen und überwuchert aus wie manche Dörfer in der nordrussischen Provinz. Huis Ten Bosch ging 2003 pleite.

Erfolg haben nur die Meeressparadise sich Aquarien, dann die Universal Studios Arbeitsplatze zu schlafen oder einfach nichts zu tun, als abends vor dem Chef nach Hause zu gehen. Wenn sie Ferien machen, sind sie nicht da. Und nicht da zu sein, gilt als die größere Untreue der Firma gegenüber dem Kunden. In Japan ist das gewesen sein, bevor es den Rest seiner Ferien im Schulhaus verbringt. Sonst wird es gehänselt. Tomoko und Aki waren schon dreimal da. CHRISTOPH NEIDHART

Wer nur vier Tage Sommerferien hat, überlässt nichts dem Zufall. Am einfachsten geht das mit einer Pauschalreise. Oder Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München



Zusammenrücken und entspannen

Lawasch-Brot, Wodka und Träume von der weiten Welt: Jeder dritte Russe verbringt die Ferien auf der Datscha.

Das Häuschen im Grünen ist noch heute für viele das Faustpfand ihrer Existenz

VON FRANK NIENHUYSEN

Penino – Die Bratkatoffeln dampfen, und auch der Topf mit Hühnerbrust. Alles muss jetzt irgendwie rauf auf diesen kleinen Verandastisch. Ljuba Warakina schiebt die Teller und Schüsseln herum. Wo soll nur alles hin? Es stehen bereits da eine gläserne Karaffe mit rotem Mors, einem gesüßten, mit Wasser gestreckten Beeren-saft, hauchdünnes armenisches Lawasch-Brot, ein Teller Tomaten und Mozzarella, Salat und, ja, kleine Wodkagläser. Auch sie müssen jetzt enger zusammenrücken. „Hier, nimm Lawasch, ich darf doch du sagen, oder?“, sagt Ljuba Warakina und schiebt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

In der Sowjetzeit bedeutete die Datscha ein Stück Freiheit

Seit zwei Wochen verbringen Jurij und Ljuba Warakina die Ferien auf der Datscha, und wenn diese nicht auf zu Ende geht, an den Wochenenden werden sie wieder bekommen würden, hatte sich unter den Fremden schnell verbreitet.

Jetzt fehlt eigentlich nur noch Tochter Alexandra, aber die macht gerade Urlaub in Thailand. „Die jungen Leute wollen die

schenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch.

Schestsj Sotok, sechs mal hundert Quadratmeter, das war in der Sowjetzeit das Standardmaß eines Datscha-Areals. Es wurde sowohl an Künstler, Beamte wie auch an Fabrikarbeiter vergeben, nachdem sie ein halbes Leben auf einer Liste gestanden hatten. Heute bestimmt der Markt Angebot und Nachfrage. Die Datscha als Gegenwelt zur Großstadt, das ist so geblieben. Ein kleines eigenes Naturrecht. Aber diese Welt ist längst vielfältiger geworden, in Größe und Bedeutung.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

chenizyn lebte jahrelang auf der Datscha des Cellisten Mstislav Rostropowitsch. „Hier kann ich mit den eigenen Händen etwas bauen, etwas anpflanzen, aufziehen“, sagt er. „Das habe ich nur hier.“ Wenige Kilometer außerhalb von Moskau besitzt das Ehepaar ein Refugium hinter blickdichten Zäunen, 800 Quadratmeter groß, ein zweistöckiges Holzhaus, umsät mit Apfelbäumen, Johannisbeersträuchern und Gemüsebeeten, einer Blütenpracht aus Hortensien, Lilien und Petunien, einem Mangal-Grill und einer himmelblauen Duschkabine. „Und hier, schauen Sie!“, flüstert Warakina bei einem Rundgang und schließt einen Vorhang aus wilden Weinblättern beiseite, „ein kleines Vogelnest“.

Für manche Russen ist die Datscha noch immer das Faustpfand ihrer Existenz. Ihr Mann blieb lieber auf der Datscha, ein verlassenes pastellfarbenes Holzhäuschen, kaum größer als ein Schuppen, manchmal ohne Wasseranschluss, aber mit eigenen Tomaten, Gurken, Kartoffeln. Die Ernte muss den Menschen über den russischen Winter helfen. Reiche Russen dagegen kaufen sich bisweilen ein ganzes Imperium zusammen, auf dem mit Erkern und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

er aber ein Gefängnis vorkam.

Dissidenten glauben, im Grünen schwelen zu sein, geschützt vor dem Geheimdienst – ein Ort, wo sie atmen, denken, reden und ausländische Radiosender hören konnten. Der Schriftsteller Alexander Sol-

Baustellen – herrlich!

Während deutsche Touristen auf Mallorca unter sich sind, erobern die Spanier Berlin

Berlin – José Luis Castaño ist begeistert von den Baukränen, die sich hinter dem Berliner Alexanderplatz in die Höhe strecken, er freut sich über die aufgerissenen Straßen im Nikolaiviertel, die vielen Fußgängerumleitungen vor dem Roten Rathaus. Was will man im Urlaub auch mehr? In den vergangenen Jahren war der 51-jährige, der mit seiner Frau und den beiden Kindern in einem Vorort von Madrid wohnt, noch in Peru und auf Kuba, doch dann kam die Wirtschaftskrise. Die Spanier müssen sich seither anhören, dass sie mehr sparen müssten, auch aus Berlin kommen solche Forderungen. Und ausge-rechnet hier verbringt Castaño nun seinen Familienurlaub. Es grenzt an Masochismus – kommt aber häufig vor.

Die Deutschen haben Mallorca, wir haben Berlin, so lautet das Motto eines beliebten spanischsprachigen Blogs, und es beschreibt ziemlich treffend, was man in den Straßen der Hauptstadt gerade erleben kann: Berlin spricht spanisch, nein Berlin ist spanisch. Wohl keine andere Stadt übt auf Spanien derzeit eine solche Anziehungskraft aus. Neben den unzähligen Exilanten und Türmchen bestückte „Kottedtschi“ stehen, und Gästehäuschen, Nebendörfer.

Jurij und Ljuba Warakina haben kein Imperium und auch kein verlassenes schlechtes Holzhäuschen. „Unsere Beete haben wir nicht, damit wir etwas zu essen haben.“ „Aber wir haben ja viel Rasen angelegt“, und so lässt, wie er darzt in luftig aufgehängten Kleidern, den den Shorts und jetzt, tief durchatmend, sagt, „hier will ich bleiben“, wirkt er sehr glaubwürdig.

Vor vier Jahren, als die Zwölf-Millionen-Stadt Moskau unter dem schlimmsten Smog ihrer Geschichte litt, war die Datscha für viele Hauptstadtler eine kleine Lebensversicherung. Das Leben im Sommerhäuschen ist für Russen seit Langem eine kleine Flucht, aber so hatte es zumindest nicht angefangen: Die ersten Datschen gab es im 18. Jahrhundert unter Zar Peter dem Ersten. Datscha, vom Wort *dat* (geben, auch im Sinne von schenken) – das klang großzügig, aber der russische Herrscher wollte damit vor allem verhindern, dass seine höchsten Beamten den Sommer über unheimlich im weiten Russland verbrachten. Auf einer Datscha wusste er stets in seiner Nähe. In der Sowjetperiode bedeutete eine Datscha eher das Gegenteil: ein Stück Freiheit in einem Land, das vielen

Salalah, Oman: Picknick im Nieselregen

Tagelang verhangener Himmel, Nieselregen, durchweichte Klamotten – gewöhnliche Gründe, in den Urlaub zu verzichten. Und zwar nach Dhofar, südliche Provinz von Oman, am Rand der arabischen Halbinsel. Dort gibt es genau das: verhangenen Himmel, Nieselregen, kühl durchsäte Decken beim Picknick. Ein herrlicher Ausnahmestrand für Zehntausende Araber aus den sonnengeplagten Golfstaaten. In den Hotels der Provinzhauptstadt Salalah rufen sie schon Wochen vorher an, fragen immer wieder: Ist er jetzt da? Der *Khawer*, so heißt auf Arabisch der Monsun, der bei seinem Zug über Indien diesen äußeren Rand der arabischen Halbinsel gerade noch streift und an den Höhen des Dhofar den Sommer über verharrt.

Die wundersame Wandlung setzt irtgendwann im Juni ein: Rinsalee schwelen zu Blühen, Wasserfälle steigen sich vom Pflätschern zum Toson. Akaazienblühen explodieren, Wiesens piepfien. Kaum auszuhalten, dieses betörende Grün plötz-lich – aber oft sieht man ohnehin nicht

Jahr. Durchschnittlich landen auf den Hauptstadtflughäfen pro Woche 140 Flieger aus Spanien. „Wir wollen uns anschauen, was die *dama de hierro* anders macht“, sagt der Baustellenfan Castaño. *Dama de hierro*, Eisen-Lady, er meint Bundeskanzlerin Angela Merkel. Der Wunsch, ihr beim Regieren zuzuschauen, erklärt wohl nur zu einem geringen Teil, warum über den Bankautomaten in der Prachtstraße unter den Linden mittlerweile auch „Cajero automático“ steht oder warum der Mann, der vor dem Brandenburger Tor den amerikanischen Grenzsoldaten militä. Castaño „Viva España!“ hinterherruft. Auf gut Glück. Die Chancen, dass er verstanden wird, liegen schließlich bei gefühlten 50 Prozent.

„Hola Berlin“, hallo Berlin, so begrüßt Mariángel Aguirre die Familie Castaño, und so heißt auch ihre Firma, die sie vor fünf Jahren gegründet hat. Sie bietet spanischsprachige Stadttouren, José Luis Castaño hat bei ihr „Berlin histórica“ gebucht. Vom Nikolaiviertel geht es über die Museumsinsel zum Checkpoint Charlie, wo dort weiter zu einem grauen Parkplatz. Man sieht nichts, aber egal, hier war einst der Führerbunker, nur das ist wichtig. Denn, so erzählt Aguirre, Berlin stehe bei

alzu viel davon auf einmal, so dicht kann der Nebel werden. Mittendrin plötzlich: weiße Schemen, die Gewänder der Familienwörter, die da mit ihrer Spitze auf ausgebreiteten Decken picknicken, Jungs in Bermudas, die lachend in den Pumpen eines Baches springen. Ansonsten ist wenig Aktivität; man flaniert gemächlich über den Weihrauch-Souk, schlürft den Saft von Mangos und Guaven oder von frisch geköpften Kokosnüssen. So begehrt ist das graue Nass des Himmels, dass es jetzt, in der Hochaison, die Stadt Salalah an ihrem Rand ganze Zehntausende aufstellen lässt – die Hotels allein können den enormen Anstrom der Reisenden längst nicht aufnehmen.

Irgendwann Mitte September ist der Zauber wieder vorbei, der Nebel lichtet sich, der Himmel wird wieder blau, und die Wüste greift sich wieder, was gerade noch grün im Saft stand. Dann verirren sich nur noch wenige Touristen nach Dhofar. Allenfalls ein paar sonnengierige Europäer. TOBIAS ZICK

vielen Spaniern vor allem für drei Dinge: „Kriege, Hitler und die Mauer.“ Es ist eigentlich im Schnelldurchlauf. Durchschnittlich bleiben die Spanier drei Tage. Fragt man die Spanier, die täglich vor dem Brandenburger Tor auf die vermeintlich kostenlosen Stadtführungen warten, haben sie neben Krieb, Hitler und der Mauer ein weiteres Ziel: *la casa ocupada*, das besetzte Haus. Gemeint ist das Künstlerhaus Tacheles. Wenn die Behörden es nicht mal wieder geschlossen haben, flaniert der Spanier durch die Gänge des früheren Kaufhauses, bewundert die Graffiti, die zotteligen Künstler oder sprechen mit dem Mann, der am Eingang hockt und irgendwas am Tom Jones erinnert. Ob man einen Joint kaufen wolle, fragt er auf Spanisch.

Ein junger Mann nickt erwartungsvoll. Er stellt sich als Guillermo vor, Student aus Madrid und gerade auf Interrail-Tour durch Europa. Berlin sei Pflichtstation gewesen, wegen der Flohmärkte, der Techno-Clubs und „diesem Getränk“, na, man wisse schon. Er überlegt kurz, dann fällt es ihm ein: „Jägermeister.“ Freunde, die schon einmal in Deutschland waren, würden davon schwärmen. Denn es sei typisch berlinerisch – und vor allem „sehr effektiv“.

FREDERIK OBERMAIER

URLAUBSIMPRESSIONEN

Hainan, China: Mit Skimaske an den Strand

Hoch oben in der Mandschurien, wo China an Sibirien und Nordkorea grenzt, dort gibt es keinen Strand. Etwas unbeholfen stakt deshalb die Reisegruppe aus Heilongjiang durch den Hongkonger Zucker-sand. Trotz der Hitze tragen die Männer lange Hosen, die Frauen Seidenstrümpfe. Sie zücken ihre Fotoapparate, machen ein paar Bilder vom Meer, vor der Eisbude und den Leuten am Strand, wie sie auf ihren Mattentüchern liegen und sich sonnen. Ein Hundtäger aus der Gruppe zieht seine Herrensippe aus Kunstleder aus, rollt die Hosebeine hoch und läuft zum Wasser. Die Apparate klicken. Wenig später stehen fünfzehn Chinesen knöcheltief im Südchinesischen Meer. Das Signal zum Aufbruch, sie steigen wieder in den Bus und fahren zur nächsten Attraktion.

Wenn Chinesen verreisen, dann wollen sie kürzester Zeit so viel wie möglich erleben, so viel wie möglich fotografieren. Am liebsten reisen sie deshalb in geführten

VON REYMER KLÜVER

Minneapolis – Grau ragt der Beton in den blauen Himmel der Prärie: Links stehen die sieben Geschosse einer gigantischen Parkgarage, rechts, direkt neben einer Autobahn, stapeln sich die sieben Etagen eines fast identischen Parkhauses, dazwischen Meter um Meter roter Klinker und rauher Zement. Und in der Mitte ein gewaltiges Schild mit mächtigem Stern, patriotisch in Amerikas Farben gehalten, Blau, Weiß und Rot, und mit noch größeren, leuchtend roten Megabuchstaben: Mall of America. Das ist der Eingang zum größten Einkaufszentrum der USA, das Portal zum Konsumtempel der Konsumation.

Nirgendwo in den Vereinigten Staaten gibt es mehr Läden auf einem Fleck als hier, es sind mehr als 520. Kombiniert haben die Läden eine Fläche von fast sieben Kilometern. Kein Ort in Amerika zieht mehr Menschen an. Nicht der Grand Canyon oder der Yellowstone National Park, nicht die Golden Gate Bridge in San Francisco, ja nicht einmal New Yorks Time Square zählen mehr Besucher als die Mall of America. Mehr als 40 Millionen Menschen pilgern Jahr für Jahr in den Betonklotz im Süden der Millionenstadt Minneapolis im weiten Mittleren Westen der USA. Zusammengerechnet waren es seit Beginn des neun Jahrhunderts fast eine halbe Milliarde Menschen.

60 Prozent kommen aus einem Umkreis von 200 Kilometern um Minneapolis. „Locals“ nennt Dan Jasper, der beiflossene Sprecher der Mall, diese Besucher, Ortsansässige. Doch vier von zehn reisen von weiter her an, setzen sich oft Tage ins Auto oder fliegen extra ein, nur um zu shoppen. Das sind die „Touristen“ im Jargon der Mall.

Der Flughafen liegt, kein Zufall, ganz in der Nähe. Ein Taxi braucht vom Flughafen von Minneapolis exakt acht Minuten zur Mall. Für die Besucher von weiter her bietet die Mall „Family Fun Getaway Packages“ an. 500 Dollar kostet das „Familien-Spafochende“ mit Übernachtungen inklusive Einkaufsgutscheinen.

„Tag drei in der Mall of America, und ich hab das Ding noch immer nicht gesehen.“

Zwischen drei und fünf Millionen Besucher kommen aus dem Ausland, zugegeben die meisten von ihnen aus dem benachbarten Kanada (500 Kilometer bis zur Grenze). Aber viele machen die Mall auch zum Zwischenstopp auf ihrer Amerika-Reise. Briten, Japaner und Deutsche, natürlich, führen die Liste der Besucher aus Übersee an. Und inzwischen, ein Gradmesser der globalen Veränderungen der ver-pasteten Welt, haben sich auch amerikanische Mall-Führer auf Chinesisch. Die Mall of America ist ohne Zweifel eines der beliebtesten Besuchsziele Amerikas.

Man muss in diesen Hochsommer Tagen nur einmal eine Weile auf Twitter die Einzelheiten zum Mall-Verkauf und zu ihrer ungläublichen Anziehungskraft bekommen. Ann World Wide verkündet zum Beispiel, dass sie jetzt in die Ferien ver- reist. „Nach Michigan und zur Mall of America.“ Kunaava berichtet Ähnliches: „Ich packte heute meine Taschen und fuhr nach Los Angeles, um einen Spr